

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 3

21. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Februar 1957

Zeitbetrachtung

Zur seelischen Not unserer Zeit: Steht die Kirche zu ihrem eigenen Schaden auf Seiten der Missionsländer? — Von der Zerreißprobe zwischen Patriotismus und Hingabe an Christus! — Die Haltung der Kirche einst und jetzt — Der verzerrte und der wahre Patriotismus — Wie einem das «dazugegeben» wird, um was man glaubt, sich ängstlich sorgen zu müssen, wenn man «zuerst» das Reich Gottes sucht.

Biblische Fragen

Der Menschensohn: Selbstbezeichnung Jesu oder Theologie der Urkirche? Bedeutung der Selbstaussage Jesu — Zweifel an der Tatsächlichkeit der Selbstbezeichnung «Menschensohn» — Wie Bultmann seine Skepsis begründet — Der Glaube der Urgemeinde als Wandschirm — Vom kultisch verklärten Jesus zum historischen Jesus — E. Stauffer erhebt die jüdische Jesusüberlieferung zum selbständigen Zeugnis.

Geschichte

Eine Schweizerische Weltgeschichte aus europäischer Sicht (zum «Handbuch» von Alexander von Randa): Beseelt vom Geist eines christlichen Humanismus — in weltanschaulicher Fundierung — von hervorragenden Gelehrten — mit glänzenden Zusammenfassungen.

Statistik

Um die Umfrage: «Glauben Sie an ein Leben nach dem Tode?» — Eine Besinnung um den Stand des heutigen Christentums und um die Art unserer Predigt.

Oekumene

Nochmals die ökumenische Kollekte: Prof. O. Cullmann präzisiert seinen Standpunkt.

Bücher: Archives de Philosophie: Eine neue philosophische Zeitschrift.

Zur seelischen Not unserer Zeit

Einer meiner französischen protestantischen Freunde, ein eigenwilliger, charakturvoller und grundaufichtiger Kopf, Bernard Lavergne, Professor an der Sorbonne, veröffentlichte in seiner Zeitschrift «L'année Politique et Economique» (Dezember 1956) einen über 150 Seiten langen Artikel von François Méjan über «L'Eglise catholique et la France d'Outre-Mer». Mit einem ungemein wissenschaftlichen Eifer geht der Verfasser mit vielen Belegen auf die legale Organisation der religiösen Missionen in Übersee-Frankreich ein, auf die katholischen Missionen selbst, auf die Doktrin der katholischen Übersee-Kirche und auf die Haltung der katholischen Kirche gegenüber Übersee-Frankreich.

An dieser minutiösen, nach Objektivität trachtenden Arbeit interessieren uns im Augenblick nur die Schlussfolgerungen. Der ganze Artikel sucht zu beweisen, dass die Kongregation der Propaganda der Kirche sich definitiv die Ideen von Pater Lebbé zu eigen gemacht habe, nach denen der Missionar sich als Bürger des zu missionierenden Landes sowohl in Gedanken, Herz und Aktion zu betrachten habe, wie es ja auch aus der ausserordentlich wichtigen Enzyklika «Evangelii Praecones» von Papst Pius XII. hervorgehe. Im Gegensatz zum klassischen Missionar sei der heutige nicht mehr der Vertreter seines Vaterlandes; er habe nicht mehr dessen geistige und kulturelle Werte zu übertragen, sondern müsse sich der Eingeborenen-Hierar-

chie seines Missionslandes unterwerfen und allein diesem und dessen Seelen dienen. Wörtlich sagt er dann:

«Wenn man sich auf die angegebenen, statistischen Ziffern bezieht, so wachsen die katholischen Bevölkerungen in Asien und Afrika viel weniger schnell als die nichtchristlichen; betragen sie doch schon jetzt weniger als 10% des totalen Weltkatholizismus. Ist die Kirche nicht im Begriff, ein sicheres Gut für eine Chimäre fahren zu lassen, indem sie das Übersee-Frankreich (und im Grunde genommen auch Europa) den kühnen und eiligen Verallgemeinerungen opfert, die den Interessen der afrik-asiatischen Konferenz von Bandung dienen? Es sei an den Franzosen, nicht das Grab von Frankreich schaufeln zu lassen, da Frankreich als Grossmacht die totale Sezession von Übersee-Frankreich nicht überleben würde, ja vielleicht nicht einmal als souveräner Staat.

Schon aus dieser Stellung des Problems ersicht man, wie das tiefere, religiöse Problem völlig missverstanden wird. Hätte doch selbst bei der völligen Unabhängigkeit der einzelnen Staaten Übersee-Frankreichs Frankreich sehr viel weniger von einem durchchristianisierten «Übersee-Frankreich» zu fürchten als heute. Es würde auf alle Fälle die einzige Grossmachtstellung behalten und stärken, die bleibenden Wert behält: die geistige und damit die französisch kulturelle und zivilisatorische. Aber wie gesagt, dieses mehr oder weniger machtpolitische Problem interessiert uns hier nur am Rande; nicht, weil es sich «nur» um Frankreich und seine Grossmachtstellung handelt, sondern «obwohl» es sich um sie handelt.

Der wirkliche Ernst des Artikels, den man nicht genug unterstreichen kann, liegt in einem Wort, das *P. J. Daniélou, S. J.* in einem Artikel über «*L'avenir du Patriotisme*» («*Etudes*», Januar 1957) ausspricht: «So werden wir zwischen einer doppelten Treue zerrissen. Und im übrigen durch einen doppelten Verrat beunruhigt. Wie soll man Christus nicht verraten, indem wir unserem Vaterland dienen? Und wie sollen wir unser Vaterland nicht verraten, indem wir Christus dienen? Wir finden hier wieder eines der wesentlichen Probleme unserer Zeit: dasjenige der Eingliederung unserer irdischen und unserer spirituellen Treue. Ich will nicht sagen, diese Zerreißprobe erinnere an die der Arbeiterpriester, die zwischen der Treue zu Christus und der Treue zur Arbeiterklasse geteilt waren. Aber ich denke, dass in dem einen wie dem andern Fall beide Arten von Treue miteinander vereint werden müssen. Das aber setzt voraus, dass man nicht an oberflächlichen Reaktionen hängen bleibt.»

Nun stelle man sich einen französischen Patrioten wie François Méjan vor, der am Ende seines Artikels darauf verweist, dass Frankreich seit hundert Jahren eine neue Gemeinschaft in den fünf Teilen der Welt errichtet hat und sich nun fragt: «Sollen wir alle diese Bande mit unseren Mitbürgern von Übersee abschneiden lassen, selbst wenn es sich um die uneigennützigsten – kulturellen, sprachlichen, brüderlichen – handelt?» Aber gehen wir ruhig weiter: man sehe sich das heutige moderne Marokko, Tunis oder Algerien an und versuche, sie mit jenen – wäre es nur durch Photographien – vor dem Zeitpunkt der kolonisatorischen, zivilisatorischen und kulturellen Arbeit Frankreichs zu vergleichen. In jeder Hinsicht, wirklich in jeder, ist der Unterschied wie Tag und Nacht. Selbst dann, wenn man die Übergriffe der Macht Frankreichs und seiner Kolonisatoren, die oft bis zum Verbrechen an den Menschen gingen, nicht vergisst. Man wird dann verstehen müssen, dass der ehrenhafte, aufrichtige Patriot Frankreichs auf diese Arbeit seiner Vorfahren und jetzigen Mitbürger stolz ist und ihn eine tiefe Bitterkeit erfasst, wenn er jetzt all das von ihnen Geschaffene «fremden» Händen überlassen soll. Der Begriff der Kolonisation, der, wie in Amerika, Dinge in sich schliesst, die bis zur völligen Vernichtung ganzer Völker beitrugen, aber auch zivilisatorische und kulturelle Leistungen, wie die in Nordafrika, die jeder Bewunderung würdig sind, wird heute allzusehr über einen Kamm geschoren. Auch hier kommen noch so gut gemeinte abstrakte Ideen der Lebenswirklichkeit nicht nahe.

In unseren Tagen hat nun der französische Patriot auch oft das Gefühl, dass die «Politik» der katholischen Kirche, wie er sagt, ebenfalls gegen ihn und seine Arbeit in den fünf Kontinenten der Erde ist. Hat er recht? Hat die katholische Kirche überhaupt eine «Politik»?

Man höre: In seiner letzten Neujahrspredigt sagte der Erzbischof von Alger, Msgr. Duval:

«Im Namen der Treue zu Gott ist es niemals erlaubt, Mittel zu gebrauchen, die von Gott verboten sind. Dies selbst nicht für eine Sache, die man für die gerechte ansieht. Dieses Verbot betrifft alle Menschen und duldet keine Ausnahme. Es ist eine Schande, einen Unschuldigen ungerecht leiden zu lassen. Alles in allem genommen ist es besser zu sterben, als ein Verbrecher zu sein... Oft genug hatten wir schon Gelegenheit, uns bewegt und achtungsvoll vor den wundervollen Beispielen des Verzeihens von Schuld zu verneigen, die durch Familien, die Opfer schrecklicher Attentate wurden, gegeben wurden. Ebenso vor dem Heldentum derjenigen – Christen, Mohammedaner und Israeliten –, die mit ihrem höchsten Opfer die Weigerung, ihr Gewissen durch ein Verbrechen zu beschmutzen, bezahlten. Es bedeutet die Sache, die man verteidigt, zu missachten, wenn man dafür ungerechte Gewalt anwendet. Gleichzeitig bedeutet es nicht die Toten, welche es auch seien, zu ehren, sondern ihr Gedächtnis zu beleidigen, wenn man unschuldiges Blut auf ihre Särge ausgießt.»

In seiner Weihnachtsbotschaft sagte der Erzbischof von Angers, Msgr. Chapoullie, über Algerien:

«Haben wir nicht einen solchen Stolz auf unser Vaterland, so gross es auch sei, dass wir uns bei den Völkern, die wir früher mit unseren Waffen besiegten, nicht den Traum eines Vaterlandes – des ihrigen – vorstellen

können, das natürlich für sie schöner ist als Frankreich? Wenn wir unserer christlichen Berufung treu sind, werden wir auf beiden Seiten zu einer Entspannung beitragen. Wir werden so auf dem noch der Gewalt ausgelieferten Boden Algeriens unseren originalen Beitrag geben für eine Gesellschaft, wo Europäer und Mohammedaner frei einwilligen, zusammen zu leben und in vollem Vertrauen zum allgemeinen Wohl der beiden Gemeinschaften zu arbeiten.»

Am kürzesten und bündigsten wurde die Stellung der katholischen Kirche in Schwarzafrika anlässlich der Zusammenkunft des Laien-Apostolats in Uganda (Dezember 1953) gefasst:

«Die Ära der Überseekolonien geht rasch zu Ende. Die Kirche wird mit Befriedigung den Moment kommen sehen, wo die Kolonialvölker fähig sein werden, ihr eigenes Schicksal selbst zu leiten. Im kirchlichen Bereich hat sie durch die Aufstellung einer Eingeborenen-Hierarchie die Initiative ergriffen.»

Was ist zu diesen Stellungen der Kirche zu sagen? Von der Doktrin der Kirche aus gesehen ist dies und vieles andere in der gleichen Richtung keineswegs etwas Neues, wie der Verfasser des angezogenen Artikels meint, und hat auch nichts mit den Ansichten von Père Lebbe zu tun. Bereits im Jahre 1659 wurde den ersten Apostolischen Vikaren im Fernen Osten von Rom die Stellung der Kirche hinsichtlich der Missionare mit aller Deutlichkeit umschrieben:

Bemüht Euch nicht, benützt kein Argument, um diese Völker zu überzeugen, ihre Riten, ihre Gewohnheiten und ihre Sitten zu ändern, es sei denn, dass sie gegen die Religion und die Moral verstossen. Was ist widersinniger als den Chinesen Frankreich, Spanien, Italien oder andere Länder Europas aufzuzwingen? Führt daher bei ihnen nicht unsere Länder ein, sondern den Glauben, diesen Glauben, der weder zurückstösst noch Riten verletzt, noch die Gebräuche irgend eines Volkes, sondern im Gegenteil will, dass man sie behält und beschützt. Vergleicht also niemals die Gebräuche dieser Völker mit denen Europas; bestrebt euch dagegen, euch an sie zu gewöhnen.»

In seiner ersten Enzyklika, «Der leitende Stern des katholischen Apostolats», nahm Pius XII. auf diese Instruktionen Bezug und erneuerte sie für unsere Zeit. Dass dann im Laufe des eigentlichen Kolonisations-Zeitalters die Nationalität des Missionars oft allzusehr in den Vordergrund trat, bedeutete nicht eine Änderung der Doktrin, sondern eine Abweichung von ihr seitens des Missionars.

Von den Missionen im Missionsland selbst aus gesehen, wurde auf dem im Sommer letzten Jahres veranstalteten ersten Kongress der schwarzen Schriftsteller und Künstler in Paris, an dem 600 Delegierte aller schwarzen Völker und Gruppen teilnahmen, eine klare Antwort gegeben: Ein Priester von Haiti, Père Gérard Bissanthe, drückte das, um was es im tiefsten Grunde geht, am klarsten aus. Er sagte:

«Ich persönlich glaube, dass die Freiheit eines Volkes einer der ersten Faktoren seiner Entfaltung ist und jedes Volk das Recht hat, seine volle Persönlichkeit zu erwerben.» Um ferner zu sagen: «... nur der Afrikaner kann in Afrika die Kirche afrikanisch machen, denn die Kirche muss in Afrika afrikanisch werden. Wenn ich dieses Prinzip nenne, so nicht aus Opportunismus. Wenn die Kirche in Afrika afrikanisch werden will und muss, so nicht, weil die Zeit für die Eingeborenen ist, sondern weil dies für sie die Wirklichkeit einer Frage auf Leben und Tod bedeutet: die Kirche wird in Afrika afrikanisch sein, in Amerika amerikanisch, in Haiti haitisch. Das Christentum muss die Negerseele bis auf den Grund durchdringen, sich mit den Konturen der afrikanischen Realität vermählen, sich abseits von den Aspirationen Afrikas halten, um ihnen seine wundervolle Antwort zu bringen, die afrikanischen Werte auszubeuten und sie durch die Gnade zu erheben. Sonst wird es auf der Oberfläche des Landes bleiben und die authentischen Manifestationen der Negerseele werden niemals von ihm geprägt sein.»

Von der «Politik» der Kirche Roms aus gesehen, wird man zweierlei scharf unterscheiden müssen: Erstens ihre «Politik» in den vorgeschrittenen, früheren Kolonial- oder Schutzgebieten: hier war sie ausschliesslich ein Kampf gegen die Gewalt, gegen jedwelches Unrecht, also für die Gerechtigkeit, die Verständigung und den Frieden. Kurz: sie bewegte sich auf dem ihr eigenen Boden – dem religiösen. Gewiss waren Kundgebungen von hohen Kirchenfürsten, wie die zitierten, denen wir andere hinzufügen könnten, für die politischen Autoritäten der Kolonial- oder Schutzmacht nicht immer angenehm, und wer sie zu lesen verstand, fand darin über gewisse Vorgänge manche scharfe Verurteilungen. Sie wurden aber von der religiösen Pflicht ebenso diktiert wie viele gleichartige Verur-

teilungen von protestantischer, humanistischer und sozialistischer Seite aus ihrem Humanismus heraus.

Was dagegen die «Politik» der Kirche bei den unentwickelten, zur Zivilisation heranzuziehenden Völkern anbelangt, so betrachtet sich die Kirche umso mehr als die Erzieherin, je weniger der Staat selbst mangels Mitteln, Menschen und Finanzen dieser Aufgabe gerecht zu werden vermag. Wer einigermaßen um die Erziehung solcher Völker weiss, der weiss auch, dass es dazu besonderer Fähigkeiten und vor allem grosser persönlicher Opfer – selbst den Einsatz des Lebens – bedarf, um bei diesen Völkern die Grundlagen für ein besseres Leben zu schaffen.

Aber selbst wenn dem allem nicht so wäre, selbst wenn man, wie hinter dem Eisernen Vorhang, die Kirche zum Schweigen bringen könnte, würde dies vielleicht die Entwicklung verlangsamen, aber nicht aufhalten. Die Teilung der Welt ist eine ebensolche Tatsache, wie das Erwachen der unentwickelten Völker und ihre Loslösung von den bisherigen Bindungen an irgendwelche Kolonialmächte. Die Stunde der Freiheit hat geschlagen und nichts ist natürlicher, nichts gebietender, als dass die christlichen Kirchen, die christlichen Missionen zu den Geburtshelfern dieser Freiheit werden. Denn es war Christus, es war seine Kirche, die die Freiheit der Persönlichkeit und mit ihr die Freiheit der Völker zum Kern der christlichen Lehre machten.

Selbstverständlich wird durch diese Entwicklung die seelische Not unserer Zeit nicht kleiner. Es ist für jeden Menschen schwer, sich von alten Vorstellungen zu lösen, sich an eine neue Welt zu gewöhnen und aus den gegebenen Realitäten selbst wieder etwas Neues zu schaffen. Aber auch hier gilt das alte Wort: wo die Not am grössten, ist Gott am nächsten. Allzu sehr haben wir uns daran gewöhnt, die Dinge und die Entwicklungen nur von uns aus zu sehen und den geheimen Regulator zu übersehen, der uns fast unmerkbar bereits auf den neuen Weg führt, während wir noch auf dem alten zu sein scheinen. Die Grossmacht Frankreich ist bereits wieder im Wachsen und wird, wenn Frankreich sich selbst treu bleibt, wieder zu einer der entscheidendsten Grossmächte werden. Wie ist das zu verstehen?

Man betrachte Indochina: nach dem Krieg schien es für Frankreich völlig verloren. Man konnte nicht genug darüber trauern oder sich ereifern. Amerika mit seinen Dollars schien überall zu triumphieren. Und heute? In Saigon 2156 Kandidaten für das französische «Bascho», gegen 1811 im vorhergehenden Jahr; mehr als 25 000 Schüler in den Anstalten der kulturellen Mission oder in den subventionierten Privatschulen; mehrere hundert französische Lehrer; 26 französische Professoren an der Universität von Vietnam. In Pnom-Penh «re-

giert» ein junger Geschichtsprofessor, Delvert, im wunderbaren Lyzeum «Descartes» über 7000 Schüler. In der Provinz unterrichten 200 französische Professoren und Lehrer. In Vientiane ist es ein Professor der Philosophie, Clergerie, der dieselben Funktionen hat wie sein Kollege in Pnom-Penh und ausserdem noch fünf Kollegien der Provinz überwacht. Laos gehört nach wie vor zur «Union Française», und noch am 22. Oktober erklärte in Paris sein Minister, Leuam Insisienmay, beim Abschluss der neuen kulturellen, wirtschaftlichen und finanziellen Verträge: «Mein Land hat die grosse Ehre, unabhängig in der grossen Familie der 'Union Française' geboren zu sein.»

Man betrachte Nordafrika: nicht nur, dass fast die ganze Elite, so oder so, von französischem Geist durchdrungen ist und an Intelligenz wie in ihren kulturellen und zivilisatorischen Auffassungen den übrigen mohammedanischen Völkern des Mittleren Orients, wie Ägyptens, weit überlegen ist, würde ohne die Tragödie Algeriens sich dort längst eine Entwicklung angebahnt haben, in der Frankreich als geistige und helfende Macht nichts von ihrer Grösse eingebüsst hätte. Man vergesse dabei nicht, dass namentlich in Marokko gerade die Kirche, die einer höheren, uns alle verpflichtenden Gerechtigkeit treu blieb, am meisten dazu beigetragen hat, dass die neuen marokkanischen politischen Autoritäten nicht mit Frankreich brachen und auch heute noch, nach einer einigermaßen befriedigenden Lösung des algerischen Problems, alle Türen zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit offen blieben.

Wenn zur seelischen Not unserer Zeit ein verzerrter, grimmassenschneidender Patriotismus gehört, dessen reiner Ursprung als natürliche Vaterlandsliebe von allen möglichen Parteien und Interessengruppen missbraucht wurde, so einfach, weil, wie Pater Daniélou mit Recht bemerkt, es sich «um einen Mangel an Glauben in das, was man repräsentiert, handelt und auch um einen Verrat im Hinblick auf das anvertraute Gut.»

Sicher ist eines: der Kommunismus hat diesen Glauben, und es ist dieser Glaube, der vor allem die Jugend und die unentwickelten Völker so mächtig anzieht. Wenn die Christen, so wenig sie an Zahl gegenüber den beinahe zwei Milliarden unchristlicher Völker sind, dem nichts anderes entgegenzusetzen haben, als ein immer stärker werdendes Minderwertigkeitsgefühl und Zweifel aller Art, dann wird nicht nur Frankreich, sondern der ganze Westen von dieser materialistischen Heilslehre verschlungen werden. Lassen wir uns aber nicht durch Zahlen beunruhigen und denken wir daran, dass Christus mit seinen zwölf Aposteln eine Weltrevolution durchführte, wie sie bisher noch keine auch noch so grosse Macht vollbringen konnte.

H. Schwann

Der Menschensohn

Selbstbezeichnung Jesu oder Theologie der Urkirche?

Die Existentialphilosophie hat das Individuelle, das Einmalige in den Vordergrund gestellt. Das hat auch das Bewusstsein davon verstärkt, wie sehr jeder Mensch letztlich ein Geheimnis ist. Die Einmaligkeit seiner Existenz kann nicht aus allgemeinen Sätzen abgeleitet werden. Wir können zwar versuchen, aus seinem Verhalten und Tun den Kern seiner Persönlichkeit zu erschliessen. Aber zu einer letzten Sicherheit führt das nicht. Wir sind angewiesen auf das, was er selbst von sich aussagt, wie er selbst sich versteht. Das gilt auch für Jesus von Nazareth. Wenn wir uns Klarheit darüber verschaffen wollen, wer er war, dann müssen wir danach fragen, für wen er sich ausgegeben hat.

Hiebei stossen wir nun auf eine gewisse Schwierigkeit. Denn

Jesus selbst hat nicht geschrieben. Zudem war es zur Zeit Jesu nicht Sitte, von den Wanderpredigten eines Rabbi ein stenographisches Protokoll aufzunehmen. Als man aber die Worte Jesu in den synoptischen Evangelien endgültig festhielt, waren seit dem Tode Jesu 30 bis 40 Jahre verstrichen. Gewiss ist diese Zwischenzeit nicht in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Aus den fünfziger Jahren haben wir die Briefe des Paulus. Lukas hat die Gestaltwerdung und Ausbreitung der Kirche in seiner Apostelgeschichte nachgezeichnet. Aber gerade der Vergleich früherer Schriften des Neuen Testaments mit späteren Schriften daraus führt zur Feststellung einer Entfaltung der Glaubensverkündigung.

Das ersieht man schon an dem ganz einfachen Beispiel des

Ausdrucks «Christus». Im Petrusbekenntnis von Cäsarea Philippi ist dieser Ausdruck ein Titel, die Bezeichnung einer Würde, einer Sendung. Wenn wir aber beispielsweise im ersten Brief an Timotheus 2, 5 lesen: «Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus», so ist deutlich, dass der Ausdruck «Christus» zu einem Eigennamen geworden ist.

Dieses und ähnliche Beispiele führen zu der Frage nach den einzelnen Stufen der Entwicklung der christlichen Lehre: was stand ganz am Anfang, was hat man erst später deutlich erkannt? Der Versuch, die einzelnen Etappen in der Entfaltung der Glaubensverkündigung zu erarbeiten, kann nun allerdings in einem ganz verschiedenen Geist vorgenommen werden. Der gläubige Forscher geht von dem übernatürlichen Glauben aus, dass der Heilige Geist die Entwicklung der Kirche leitet. Für ihn ist die Entfaltung der Glaubenslehre Fleischwerdung des Wortes, insofern dieses Wort eingeht in vorliegende menschliche Vorstellungen und sie von innen heraus umgestaltet. So kommt es zur Formung von Begriffen, die eine geistig-intellektuelle Durchdringung der Wirklichkeit Gottes ermöglichen.

Im Gegensatz hiezu sieht der liberale Forscher in der Entwicklung der Glaubenslehre ein rein immanentes Gesetz der Geistesgeschichte. Deshalb rechnet er zum vornherein mit Fehlentwicklungen, mit Verzerrungen der ursprünglichen Glaubensvorstellungen und mit ganz fremdartigen Zuwüchsen zum ursprünglichen Glaubensgut. Werden die Theorien solcher Forscher vulgarisiert, so können sie zum Anlass von Glaubensschwierigkeiten werden. Das kann dann sogar zu dem paradoxen Phänomen führen, dass der Glaubensstarke, der durch diese Vulgarisationen in seinem Glauben nicht erschüttert wird, bei den Glaubensschwachen in den Ruf kommt, naiv und leichtgläubig zu sein. Und doch ist gerade das Gegenteil der Fall. Das ersehen wir unter anderem aus der Diskussion um den Titel «Menschensohn».

Das Problem

Nach den Evangelien ist dieser Titel die Bezeichnung, die Jesus für sich selbst gewählt hat. Darum ist er von zentraler Bedeutung für den Gläubigen, der Jesus so sehen möchte, wie er sich selbst verstanden hat. So wird man auch die Mühe einer Auseinandersetzung mit jenen Argumenten nicht scheuen, die den Titel Menschensohn als Selbstbezeichnung Jesu in Frage gestellt haben.

Der geistesgeschichtliche Kontext dieser Argumente ist gegeben mit dem Entwicklungsgedanken, den man im 19. Jahrhundert in unkritischer Weise auf fast jeden Satz der Bibel angewandt hat. Es wurde die Behauptung aufgestellt, Jesus selbst habe den Titel Menschensohn nicht gebraucht, er sei ihm erst von der nachösterlichen Gemeinde in den Mund gelegt worden. Diese Theorie wurde von H. Lietzmann aufgebracht und mit philologischen Erwägungen begründet. Hiernach wäre der Gebrauch des Wortes Menschensohn als Titel auf ein sprachliches Missverständnis zurückzuführen. Griechisch sprechende Christen, denen eine solide Kenntnis des Aramäischen abging, hätten das aramäische Wort, das ganz schlicht «der Mensch» bedeutete, als einen Titel aufgefasst.

In der Folgezeit ist diese Theorie auch theologisch unterbaut worden. Bousset nahm an, dass die Jünger zu Lebzeiten Jesu von der nationalen Messias Hoffnung, in deren Zentrum ein irdisches Messiasreich stand, beseelt waren. Durch die Katastrophe des Leidens und des Kreuzestodes sei diese Hoffnung zertrümmert worden. So hätten sich die Jünger einer anderen Art der messianischen Hoffnung zugewandt, wie sie in den apokalyptischen Kreisen beheimatet war. Im Mittelpunkt dieser apokalyptischen Hoffnungen stand der Menschensohn, der aus den Himmeln kommt. Ein Zeichen für diesen Wandel in den Erwartungen der Jünger sei der Titel Menschensohn, den sie nachträglich in die Worte Jesu hineingetragen hätten.

Es ist nun nicht uninteressant zu sehen, wie die Geschichte der liberalen Forschung selbst den Beweis dafür liefert, wie problematisch es ist, zwischen echten und unechten Jesusworten zu unterscheiden. Jesusworte, die sich nach Bousset nur als Ausdruck der Enttäuschung der Jünger über

das Kreuz erklären lassen, gehören nach Bultmann zur ältesten Schicht der Tradition, nämlich die Jesusworte vom Menschensohn, der auf den Wolken des Himmels kommt. So schreibt Bultmann in seiner «Theologie des Neuen Testaments», dass «die Parusieweissagen wohl alt und ursprüngliche Jesusworte sind» (S. 30). Allerdings bedeutet das für Bultmann noch nicht, dass diese Menschensohnworte der Parusieweissagen Selbstzeugnisse Jesu sind. Er stützt sich auf die Beobachtung, dass in den Parusieweissagen vom Menschensohn in dritter Person geredet wird. Hieraus schliesst er, dass wohl die Evangelisten und die Gemeinde, die diese Worte überlieferten, den Menschensohn mit Jesus identifizierten. Hingegen sei unsicher, ob Jesus selbst sich als den Menschensohn betrachtet habe.

Bultmann rechtfertigt seine Skepsis mit dem Hinweis darauf, dass in den Evangelien drei Arten von Menschensohnworten unterschieden werden können. Der erste Typ von Menschensohnworten sei dadurch charakterisiert, dass er vom gegenwärtig wirkenden Menschensohn rede. Als Beispiel dieses Typs führt Bultmann Markus 2, 10 an: «Damit ihr aber wisst, dass der Menschensohn Macht hat, auf Erden Sünden zu vergeben – sagt er zu dem Gelähmten...» In dieser Gruppe von Jesusworten sei Menschensohn kein Titel, sondern blosses Äquivalent für «ich». Hier nimmt Bultmann jenes philologische Argument auf, das Lietzmann vorgebracht hatte.

Die zweite Gruppe von Menschensohnworten umfasst die Parusieweissagen und die dritte Gruppe die Leidensweissagen. Nun weist Bultmann darauf hin, dass diese beiden Arten von Weissagen in den Evangelien so geboten werden, dass ihre innere Verbindung nicht ersichtlich werde. Die Parusieweissagen reden nicht von Tod und Auferstehung und die Leidensweissagen nicht von der Parusie. Dass dieser Sachverhalt eine Frage aufwerfen kann, leuchtet ein, wenn wir zum Vergleich das apostolische Glaubensbekenntnis daneben stellen: «... gekreuzigt unter Pontius Pilatus und begraben, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in die Himmel, sitzt zur Rechten des Vaters, von wo er kommen wird zu richten Lebende und Tote...» (Denzinger 2). In diesem Glaubensbekenntnis sind Auferstehung und Kommen zum Gericht so miteinander verbunden, dass Tod und Auferstehung als Grundlage für das Kommen zum Gericht erscheinen. Die Parusie ist als ein Wiederkommen aufgefasst und nicht als Ankunft, welches letzteres auch nach Oepke der für die neutestamentliche Zeit allein bezeugte Sinn des griechischen Wortes «parousia» ist.

Diese Feststellungen führen Bultmann zu der Frage, ob das unverbundene Nebeneinanderstehen von Leidens- und Parusieweissagen seinen Grund nicht darin habe, dass der Jesus, der die Parusieweissagen gesprochen, sich nicht als denjenigen wusste, der durch Tod und Auferstehung hindurch der Menschensohn ist, der auf den Wolken des Himmels kommen wird. Diese Frage wird von Bultmann bejaht, was auf die Behauptung hinausläuft, dass Parusie- und Leidensweissagen ursprünglich überhaupt nichts miteinander zu tun haben. Sie gehen gar nicht beide auf Jesus selbst zurück. Für Bultmann ist es eine nicht weiter zu begründende Evidenz, dass die Leidensweissagen «vaticinia ex eventu» sind, das heisst: Weissagen, die es nur der literarischen Form nach sind, tatsächlich aber das in Form einer Weissagung angekündigte Geschehen als bereits verwirklicht zur Voraussetzung haben. Jesus hat also sein Leiden gar nicht vorausgesehen. Erst die nachösterliche Gemeinde hat ihm dieses Wissen um das ihm bevorstehende Leiden zugeschrieben, als sie sich mit dem Skandal des Leidens geistig auseinandersetzte und erkannte, dass das Ärgernis aufgehoben ist, wenn das Leiden vorherbestimmt und vorhergewusst war.

Mit dieser Überlegung hat Bultmann sich jene Position erarbeitet, die ihm erlaubt, zwei sich scheinbar widersprechende Sachverhalte zwanglos miteinander zu verbinden, nämlich die Feststellung, dass die Parusieweissagen echte Jesusworte sind und trotzdem keine Zeugnisse für die Selbstbezeichnung Jesu als Menschensohn. Denn wenn Jesus nicht um das ihm bevorstehende Leiden wusste, so ist es schwierig, sich vorzustellen, wie Jesus sich «das Verhältnis seines Wiederkommens als Menschensohn zu seiner jetzigen geschichtlichen Wirksamkeit gedacht habe». Etwas einfacher ausgedrückt, lautet die Schwierigkeit Bultmanns: Da der Menschensohn von den Himmeln kommt, müsste der irdische Jesus, wenn er sich als Menschensohn gewusst hätte, eine Vorstellung davon gehabt haben, wie er in den Himmel gelangt, von wo er wiederkommen wird. Es stimmt, dass Jesus weder von einer wunderbaren Enttaffung nach Art eines Elias spricht noch vom natürlichen Tod. Der gewaltsame Tod als Eingang in den Himmel, von dem die Leidensweissagen sprechen, wird von Bultmann als Vorstellung Jesu abgelehnt, da er ein blosses «vaticinium ex eventu» sei. Das von Bultmann konstruierte Fehlen einer psychologischen Kontinuität zwischen irdischer und himmlischer Existenz ist also der Grund dafür, dass die Menschensohnworte der Parusieweissagen keine Selbstzeugnisse Jesu sein können, sondern nur der Ausdruck dafür,

dass Jesus die messianischen Erwartungen seiner Zeit teilte und deshalb auch von der Ankunft des Menschensohnes sprach.

Der Glaube der Urgemeinde, eine Umdeutung des historischen Jesus?

Irgendwie ist man von den Gründen, die Bultmann für die Ablehnung der Menschensohnworte als Selbstzeugnisse Jesu anführt, enttäuscht. Auch wenn man sich bewusst ist, dass man über den persönlichen Glauben Bultmanns kein Urteil fällen kann, so erweckt seine Beweisführung doch den Eindruck von einer philosophischen Stellungnahme, die dem Kontakt mit den evangelischen Texten vorausgeht. Die Analyse der Evangelien scheint der Rechtfertigung dieser philosophischen Vorentscheidung untergeordnet zu sein. Aber selbst in dieser negativen Stellungnahme schimmert etwas Positives auf, nämlich die Anerkennung, dass die Menschensohnworte der Evangelien – wenn sie echt wären – ein Selbstzeugnis darstellen würden, das alles bloss Menschliche übersteigt. Ein Mensch, der so von sich selbst geredet hätte, könnte kein blosser Mensch gewesen sein.

Aber trotz der philosophischen Vorentscheidung Bultmanns darf doch nicht übersehen werden, dass er die Apologetik vor neue Aufgaben stellt. Die seit einigen Jahrzehnten gebräuchlichen Argumente der Apologetik für die Echtheit der neutestamentlichen Schriften und für die Glaubwürdigkeit der Verfasser dieser Schriften vermögen die Position Bultmanns nicht zu erschüttern. Denn wenn Bultmann die Parusieweissagen als echte Jesusworte anerkennt, aber bezweifelt, dass Jesus selbst sich mit dem Menschensohn identifiziert hat, so ist das keine Leugnung der Echtheit der neutestamentlichen Schriften noch eine Anzweiflung der Glaubwürdigkeit ihrer Verfasser. Im Gegenteil. Bultmann gibt ja ausdrücklich zu, dass die Urgemeinde geglaubt hat, Jesus sei der Menschensohn. Somit sind die Synoptiker glaubwürdige Zeugen für den Glauben der Urgemeinde.

Das Problem, das Bultmann aufwirft, ist das der Identität des Glaubens der Urgemeinde mit dem Glauben der Jünger zu Lebzeiten Jesu. Eine materielle Identität kann natürlich nicht vorliegen. Denn zwischen dem öffentlichen Leben Jesu und der Existenz der Urgemeinde liegt die Auferstehung. Sie ist die zentrale Tatsache des Glaubens der Urgemeinde. Sie konnte aber als Ereignis noch nicht Inhalt des Glaubens der Jünger zu Lebzeiten Jesu sein. Zwischen dem vorösterlichen Glauben der Jünger und dem Glauben der Urgemeinde kann also nur eine organische Identität vorliegen, eine ähnliche Identität also wie zwischen den Lebensstadien, die der einzelne Mensch durchläuft.

Somit können wir das Problem, das durch die Argumentation Bultmanns gestellt wird, wie folgt umschreiben: Hat das Erlebnis der Auferstehung – das Bultmann natürlich anders versteht als wir¹ – die Jünger dazu geführt, Jesus ganz anders zu sehen, als sie ihn zu seinen Lebzeiten sahen? Bultmann meint, die traditionsgeschichtliche Forschung zwingt dazu, diese Frage zu bejahen. Vor Ostern war er für sie ein gewöhnlicher Mensch, nach Ostern war er zu ihrem Gott geworden.

Da wir über keine vorösterlichen Zeugnisse verfügen, die den Eindruck festhalten, den der irdische Jesus auf seine Zeitgenossen machte, ist der Forscher gezwungen, die Züge des historischen Jesus auf indirektem Weg zu erschließen. Auf Grund des palästinensisch-jüdischen Schrifttums macht der Forscher sich ein Bild, wie der Jude der Zeitenwende lebte und dachte. Dieses Bild vergleicht er mit der Darstellung, die die Evangelien von Jesus geben. Auf diese Weise kommt Bultmann zu der Überzeugung, dass die Parusieweissagen ur-

sprüngliche Jesusworte sind. Denn das ausserchristliche jüdische Schrifttum bestätigt, dass die Erwartung des Menschensohnes, der vom Himmel kommt, bei den Juden der Zeitenwende lebendig war. Warum sollte also nicht auch Jesus diese Erwartung geteilt haben! Anders verhält es sich mit der Gestalt des leidenden Messias. Der Gedanke, dass der erwartete Messias durch Leiden seinem Volk die Erlösung bringe, lag nach Ansicht mancher Exegeten ganz ausserhalb des Gesichtskreises der Juden der zwischentestamentlichen Zeit. Der traditionelle Rahmen der jüdischen Messiaserwartungen gab also Jesus gar keinen Anlass, mit einem gewaltsamen Tod zu rechnen. Deshalb können nach Bultmann die Leidensweissagen nicht auf ihn zurückgehen, sondern nur auf die Urgemeinde, die das tatsächlich Geschehene im Lichte des Alten Testaments deutete. Die Leidens- und Parusieweissagen gehören also zwei verschiedenen Schichten der Jesusüberlieferung an; die letzteren sind älter als die ersteren. Aber selbst die Parusieweissagen, die auf den historischen Jesus zurückgehen, sind von der Urgemeinde umgedeutet worden.

Die neuere liberale Forschung kommt also zu dem folgenden Ergebnis. Die synoptischen Evangelien sind eine zuverlässige Darstellung des Glaubens der Urgemeinde. Aber dieser Glaube ist ein undurchsichtiger Wandschirm, der den historischen Jesus unserem Blick entzieht. Wie Jesus selbst sich verstanden hat, als wen er sich ausgegeben hat, können wir nicht wissen. Denn zwischen ihm und uns liegt der Glaube der Urgemeinde.

Zugang zum vorösterlichen Jesus

So sind wir also vor die Aufgabe gestellt, nach Indizien zu suchen, die zeigen, dass der Titel Menschensohn nicht eine Schöpfung der Urgemeinde ist, sondern auf Jesus selbst zurückgeht und von ihm als Selbstbezeichnung gewählt worden war.

Gehen wir von jener Beobachtung aus, die der Angelpunkt der Beweisführung Bultmanns ist: in den synoptischen Evangelien stehen die Leidens- und Parusieweissagen unverbunden nebeneinander. Ist diese Unverbundenheit von Leiden und Auferstehung einerseits und Parusie andererseits eine Besonderheit der synoptischen Darstellung, oder findet sie sich auch in anderen Schriften des Neuen Testaments? Nehmen wir als Vergleichspunkt den 1. Brief an die Thessalonicher. Denn er ist der älteste Paulusbrief und damit die älteste Schrift des Neuen Testaments überhaupt.² Im 1. Kapitel lesen wir: «Wir brauchen also nichts mehr zu sagen: die Leute erzählen selbst (...), wie ihr euch von den Götzen weg zu Gott hingewendet, um dem lebendigen, wahren Gott zu dienen und seinen Sohn vom Himmel her zu erwarten, den er von den Toten erweckt hat: Jesus, der uns rettet vor dem kommenden Zorngericht.» Als Mitte der christlichen Botschaft erscheint hier die Erwartung der Parusie, eine Erwartung, die sich auf die Auferweckung Jesu von den Toten stützt. Die beiden Glaubenstatsachen sind also hier aufs engste miteinander verknüpft. Die Auferstehung ist ganz auf die Parusie ausgerichtet, sie findet darin ihre Erfüllung; sie erscheint geradezu als deren erster Akt.

Achten wir nun auf das Datum der Abfassung der erwähnten Schriften. Der 1. Brief an die Thessalonicher wurde im Jahre 52 geschrieben. Die synoptischen Evangelien stammen ungefähr aus der Zeit um 70 n. Chr.³ Sie sind also etwa 20 Jahre später

¹ Für das Verständnis der Auferstehung bei Bultmann verweisen wir auf ein Kapitel in der ausgezeichneten Einführung in die Gedankenwelt Bultmanns von René Maré S. J.: «Bultmann et l'interprétation du Nouveau Testament». Paris, Aubier, 1956. 205 S. (Collection «Théologie»)

² Obwohl die Bestreitung der paulinischen Verfasserschaft durch die Tübinger Schule heute ziemlich allgemein fallengelassen wird, hat sie doch insofern noch eine späte Nachwirkung, als innerhalb der protestantischen Exegese das Datum der Abfassung des 1. Thessalonicherbriefes zum Teil noch umstritten ist. Da aber doch keine durchschlagenden Gründe gegen die Annahme vorgebracht werden, dieser Brief sei der älteste des Paulus, entscheidet sich Wikenhauser in seiner Einleitung in das Neue Testament für Anfang 52 als Datum der Abfassung.

³ Markus sicher vor dem Jahre 70 (nach Huby); Lukas einige Jahre nach 70 (nach J. Schmid); Matthäus kurze Zeit nach 70 (nach J. Schmid)

entstanden als der Paulusbrief. Trotzdem bieten sie in einer gewissen Hinsicht weniger als die frühere Schrift. Denn die gedankliche Verknüpfung von zwei Glaubensinhalten, der Auferstehung und der Parusie, stellt einen Fortschritt dar gegenüber ihrer bloßen Aufzählung. Sie zeugt bereits von einer theologischen Reflexion, einer Assimilation der Tatsachen der Heilsgeschichte. In dieser Feststellung liegt beschlossen, dass die synoptischen Evangelien nicht einfach den Glauben der Christen um 70 n. Chr. widerspiegeln, sondern dass sie auf ein Stadium der Glaubensverkündigung zurückverweisen, das der theologischen Reflexion, wie sie in den Paulusbriefen zum Ausdruck kommt, vorausgeht. Das ist ein klares Zeichen für die Treue der Jesusüberlieferung. Sie erklärt sich am besten durch die Annahme, dass die Synoptiker sich bereits auf schriftlich fixierte Sammlungen von Herrenworten und Erzählungen stützten, worauf ja Lukas in der Einleitung zu seinem Evangelium anspielt. Trotzdem kann man auch im Hinblick auf dieses frühe Stadium der Glaubensverkündigung die Frage stellen, ob auch sie schon das Ergebnis einer theologischen Reflexion sei oder der unmittelbare Ausdruck einer vorreflexiven Erinnerung an die Worte Jesu.

Ein erster Schritt zur Beantwortung dieser Frage liegt in der Feststellung, dass an der zitierten Stelle des ersten Briefes an die Thessalonicher der Ausdruck Menschensohn nicht vorkommt. Jesus hat darin den Titel Sohn Gottes. Das führt zu der weiteren Beobachtung, dass Paulus den Titel Menschensohn überhaupt nicht braucht. In den andern neutestamentlichen Schriften ausserhalb der Evangelien ist dieser Titel äusserst selten. Er findet sich nur noch in der Stephanusrede der Apostelgeschichte (7, 56) und in zwei Zitaten aus Daniel 7 in der Apokalypse (1, 13; 14, 14).⁴ Auf diesem Hintergrund gewinnt die Feststellung besondere Bedeutung, dass der Titel Menschensohn in den Evangelien etwa achtzigmal vorkommt, wovon etwa neunundsechzigmal bei den Synoptikern. Selbst wenn man diesen Sachverhalt mit M. Dibelius damit erklären würde, dass der Ausdruck Menschensohn im heidenchristlichen Gebiet missverständlich war und deshalb fallen gelassen wurde, so bliebe bestehen, dass er der frühesten Stufe der Tradition angehört.

Wenden wir uns nun dem Gebrauch des Titels Menschensohn in den Evangelien zu, so erweist er sich als eindeutig bestimmt. Er wird nie gebraucht in Erzählungen oder Berichten über Jesus. Ebenso wenig kommt er vor als Anrede an Jesus, weder in der Anrede der Jünger und Bittsteller noch in der Anrede der Feinde Jesu. Es ist ausschliesslich Jesus selbst, der diesen Titel verwendet.

Ein so charakterisierter Sachverhalt kann nicht das Ergebnis eines Zufalls sein. Es gibt nur zwei Möglichkeiten der Erklärung. Entweder ist er das Spiegelbild eines historischen Sachverhaltes oder die Frucht theologischer Systematik. Letzteres kann nicht in Frage kommen, nachdem wir gesehen haben, dass die Synoptiker ein Stadium der Glaubensverkündigung widerspiegeln, das nicht einmal jene einfachste Form theologischer Reflexion kennt, wie sie in der gedanklichen Verknüpfung zweier Heilstatsachen vorliegt. Diese Schlussfolgerung wird durch zwei weitere Überlegungen bestätigt. Wäre es die Urgemeinde, die den Titel Menschensohn als Ausdruck ihres Glaubens aufgebracht hätte, so wäre zu erwarten, dass diese Urgemeinde doch ihrem Führer und Haupt Petrus für die Szene bei Cäsarea Philippi das Bekenntnis zum Menschensohn in den Mund gelegt hätte. Auch bliebe bei der Annahme, der Titel Menschensohn sei eine Schöpfung der urgemeindlichen Theologie, ungeklärt, warum die urchristlichen Glaubensbekenntnisse nicht die Spur einer solchen Menschensohn-Theologie aufweisen.

Das statistische Verhältnis im Gebrauch des Menschensohn-

⁴ Ob auch Hebr. 2, 6 f. als Belegstelle für den Titel Menschensohn angeführt werden kann, ist umstritten.

titels in den neutestamentlichen Schriften wie die Ausschliesslichkeit seiner Verwendung durch Jesus selbst, und zwar gerade in heilsgeschichtlich bedeutsamen Aussagen – Leidens- und Parusieweissagen, Sündenvergebung und Herr des Sabbats –, lassen nur eine Erklärung zu für diesen Titel. E. Stauffer hat sie in seinem Beitrag «Geschichte Jesu» in der «Historia Mundi» geradezu klassisch formuliert: Die Urkirche «hat den Menschensohn-Begriff in den ältesten Traditionen allenthalben vorgefunden, hat ihn aber nicht in ihren eigenen dogmatischen Begriffsschatz übernommen, ihn nicht einmal in den Mund genommen, ihn auch nicht den ersten Bekennern Jesu (zu Lebzeiten Jesu) in den Mund gelegt, sondern als tabuhafte Selbstprädikation Jesu Christi behandelt, etwa so, wie die Synagoge die Selbstbezeichnung Gottes (Jahve) behandelt hat.»⁵

Eine neue Quelle der Jesusüberlieferung

Diese von uns dargelegten Überlegungen, die zur Überzeugung von der jesuanischen Echtheit des Menschensohn-Titels führen, sind seit etwa zwei Jahrzehnten innerhalb der katholischen wie der protestantischen Exegese mehr oder weniger traditionell. E. Stauffer glaubt nun, sie können durch ein weiteres, ganz neues Argument gestützt werden. Auch die jüdische Jesusüberlieferung bezeuge, dass Jesus den Anspruch erhoben habe, der Menschensohn zu sein. Diese Berufung auf die Jesusüberlieferung der Rabbiner ist in der Tat überraschend. Denn noch 1929 schrieb K. L. Schmidt in einem Paragraphen über die ausserchristlichen Quellen zur Geschichte Jesu: «Mancherlei über Jesus ist schliesslich in der erst später fixierten talmudischen Überlieferung (Mischna usw.) erhalten, in seinem karikaturhaften Aufputz jedoch inhaltlich wertlos.»⁶

In radikalem Gegensatz zu dieser Auffassung glaubt nun Stauffer, den Nachweis dafür erbringen zu können, dass die Jesusüberlieferung im Talmud einen selbständigen Quellenwert habe, da sie von der in den Evangelien festgehaltenen Überlieferung unabhängig sei. So neu nun diese Ansicht ist, so steht sie doch in der Kontinuität einer Diskussion, die sich auf die Bedeutung rabbinischer Aussprüche bezieht. Strack-Billerbeck führt zu Apostelgeschichte 21, 21 einen Ausspruch des Rabbi Eleazar, gestorben um 135 n. Chr., an und kommentiert ihn so: «Dieser Ausspruch wird eine befriedigende Erklärung nur dann finden, wenn man sich entschliesst, ihn auf den Apostel Paulus zu deuten.» Mit dieser Ansicht steht Strack-Billerbeck nicht allein, sondern er kann sich auf eine Abhandlung von G. Kittel berufen, in der steht: «Das angebliche Schweigen des Talmud über Paulus entspricht nicht dem geschichtlichen Tatbestand. Mindestens diese eine Mischna nimmt in scharfer Einzelpolemik gegen Paulus, seine Lehre und sein Verhalten Stellung. (...) So ist diese Mischna unter die wenigen Stücke der ausserbiblischen Literatur einzureihen, die, ohne von der Erzählung des Neuen Testaments selbst abhängig zu sein, Ereignisse der neutestamentlichen Geschichte bestätigt.»

Das ist nun auch die Aufgabe, die Stauffer sich in seinem Artikel «Messias oder Menschensohn»⁷ gestellt hat. Er will zeigen, dass den Rabbinern eine Überlieferung über Jesus zur Verfügung stand, die sich nicht auf die christlichen Zeugnisse stützte.

Ausgangspunkt seines Beweisganges ist die Unterscheidung zwischen der Jesuspolemik des jüdischen Mittelalters und derjenigen des antiken Rabbinats. Das Mittelalter der jüdischen Literatur beginnt mit dem Jahre 600. Die Jesuspolemik findet sich in den sogenannten Tholedoth Jeschu. Für den Kenner liegt eine ihrer Besonderheiten darin, dass sie dem Prozess

⁵ *Historia Mundi*. Ein Handbuch der Weltgeschichte. 4. Band: Römischer Weltreich und Christentum. Francke-Verlag, Bern 1956. 611 Seiten. S. 140.

⁶ Religion in Geschichte und Gegenwart III 123.

⁷ *Novum Testamentum* 1956, 81–103.

Jesu vor Pilatus grosse Bedeutung geben, und dass auch die Figur des Judas in ihnen auftaucht. Da seien deutliche Kennzeichen, dass die mittelalterliche Jesuspolemik die Evangelien als Quelle benütze, ja dass sie nichts anderes sei als eine Verzeichnung und Verunglimpfung des Jesusbildes der Evangelien. Im Gegensatz hiezu werde der Prozess vor Pilatus von den Rabbinern des 1.–6. Jahrhunderts überhaupt nicht erwähnt. Wenn es sich in den Aussprüchen dieser Rabbiner um eine sich fortpflanzende Tradition handelt, so lässt sich die Tatsache der Übergehung des Pilatusprozesses sehr gut erklären. Denn für die Generationen der unmittelbar folgenden Zeit war in der Erinnerung an diesen Prozess etwas beschlossen, das für ihren nationalen Stolz sehr demütigend war: nicht einmal in der Zeit ihrer völkischen Verwurzelung im Boden Palästinas besaßen sie eine selbständige Gerichtsbarkeit, sondern waren auch hierin von den Römern abhängig. Aus diesen Gründen ist das Schweigen der rabbinischen Jesusüberlieferung noch kein ausreichendes Kriterium für die Selbständigkeit dieser Überlieferung gegenüber den Evangelien.

So vollzieht denn Stauffer einen zweiten Schritt. Er stellt fest, dass der antike Rabbinate von einer messianischen Hoffnung erfüllt war, für die das Selbstzeugnis des kommenden Messias von Bedeutung war. Infolgedessen mussten sie ein vitales Interesse haben, messianische Selbstzeugnisse von Juden der unmittelbaren Vergangenheit zu entkräften und zu entwerten. So wurde z.B. der Name des Führers im zweiten jüdischen Aufstand um 132 n. Chr., Simeon ben Koseba, absichtlich entstellt zu Bar Koziba, was Lügensohn bedeutet. Das war die Reaktion der Rabbiner auf die Vernichtung der messianischen Hoffnungen, die man auf diesen Simeon ben Koseba gesetzt hatte. Demnach wäre zu erwarten, dass die antiken Rabbiner auch gegen die messianischen Ansprüche Jesus polemisieren. Tatsächlich findet man in den Aussprüchen der Rabbiner eine Polemik gegen den Titel Gottessohn und gegen die Gottgleichheit Jesu. So hat z.B. Rabbi Abbahu jene Stelle aus dem Exodus: «Ich bin Jahwe dein Gott» kommentiert, indem er Gott unter anderem sprechen lässt: «...und ausser mir gibt es keinen Gott, denn ich habe keinen Sohn».⁸ Aber irgend eine Polemik, die Anklänge hätte an Lukas 23, 2: «Wir haben diesen erfunden als einen, der unser Volk verführt und es abhalten will, dem Kaiser Steuer zu geben und sagt, er sei der Christus (= Messias), der König», findet sich nach Stauffer nirgends beim antiken Rabbinate.

Aus der auf diese Weise situierten Tatsache, dass der antike Rabbinate keine Polemik gegen einen messianischen Anspruch Jesu aufweist, schliesst nun Stauffer, dass diese Polemik nicht

aus den Evangelien schöpft. Der antike Rabbinate müsse über eine eigenständige Jesusüberlieferung verfügen, an der er zum mindesten überprüfe, welche Punkte aus der christlichen Lehre er zum Zielpunkt seiner Polemik gegen das Christentum machen wolle.

Wenn diese Überlegungen von Stauffer beweiskräftig sind, dann ist die Polemik des antiken Rabinats gegen die Selbstbezeichnung Jesu als Menschensohn ein von den Evangelien unabhängiges, selbständiges Zeugnis für die Tatsächlichkeit dieser Selbstbezeichnung Jesu. Ein Beispiel einer solchen Polemik haben wir in einem Ausspruch des Rabbi Abbahu um 300 n. Chr.: «Wenn ein Mensch zu dir sagt: ‚Ich bin Gott‘, so lügt er; ‚Ich bin der Menschensohn‘, so wird er es schliesslich bereuen; ‚Ich steige zum Himmel empor‘, so hat er es gesagt, wird es aber nicht ausführen.»⁹

So bedeutsam nun der Versuch Stauffers ist, die Tradition des antiken Rabinats als selbständige Geschichtsquelle für unsere Kenntnis Jesu zu erweisen, so konnte er natürlich auf dem eng begrenzten Raum eines Artikels nicht die ganze Problematik entfalten, die ein solcher Versuch in sich schliesst. Denn wenn man zur Kontrolle der These Stauffers die 32 Stellen nachschlägt, auf die der Index von Strack-Billerbeck unter dem Stichwort: «Polemik gegen Christliches» verweist, so fühlt man sich nicht unbedingt genötigt, die bisherige Erklärung der Polemik des antiken Rabinats aufzugeben. Strack-Billerbeck weist auf die bis anhin gültige Erklärung hin, wenn er nach dem von uns zitierten Ausspruch über den Menschensohn schreibt: «R. Abbahu, der in Cäsarea seinen Wohnsitz hatte, mochte mehr als andere Schriftgelehrte Gelegenheit haben, mit Christen zusammenzukommen und vom Christentum etwas zu erfahren.»

Ob diesem Bedenken gegen die These von Stauffer darf aber nicht übersehen werden, dass dieser Gelehrte zwei präzise Fragen aufwirft, die sich auf das nachbiblische, jüdische Schrifttum beziehen: 1. Wird die Anklage der Juden vor Pilatus, Jesus habe sich als Messiaskönig bezeichnet, «in den rabbinischen Jesustexten des Altertums irgendwo wiederholt und bestätigt?» 2. Was wissen die antiken Rabbiner «vom messianischen Selbstzeugnis Jesus zu sagen?»

Werden diese Fragen von den Spezialisten des jüdischen Schrifttums im gleichen Sinne wie von Stauffer beantwortet, dann können sich die weiteren Überlegungen Stauffers auf einen von der Forschung anerkannten Sachverhalt stützen. Hier tut sich also Neuland auf, dessen Erforschung jeder mit Spannung erwartet, der sich für die historischen Probleme, die mit den Evangelien gegeben sind, interessiert. M. Brändle

⁹ Ebd.

⁸ Strack-Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament, II 542.

Eine schweizerische Weltgeschichte aus europäischer Sicht*

Dem Zeitempfinden und dem Zeitgeschehen gemäss ergiesst sich über uns eine Hochflut von Weltgeschichten in allen Sprachen. In deutscher Sprache ragen drei weit heraus: die zehnbändige, von Fritz Kern begründete und von Fritz Valjavec geleitete «Historia Mundi» des Berner Verlags Francke, die «Weltgeschichte in Einzeldarstellungen», die bei F. Bruckmann in München erscheint und die von Randa geleitete, von der hier berichtet sein soll.

* *Handbuch der Weltgeschichte*. Herausgegeben von Alexander (von) Randa, Verlag Otto Walter, Olten und Freiburg im Breisgau. Zwei Bände. Gr. 8°, 1954, 1956. XXVII + XXXII Seiten, 2684 Spalten. Dazu eine ergänzende Broschüre von 32 Seiten.

Allgemeine Charakteristik

Es ist für unsere Gegenwart bezeichnend, dass alle diese Sammelwerke vom Geist eines christlichen Humanismus erfüllt sind und dass sie universell sind, das heisst wirklich den gesamten Erdball umfassen. Die aussereuropäischen Länder müssen sich nicht mehr mit der Rolle minderbeachteter Aussonden begnügen; ihre Vergangenheit bildet keinen blossen Annex zur Entwicklung eines alles besser habenden und in allem besser seienden Europa. Man verfällt andererseits auch nicht in den Kleinheitswahn, das Abendland und sein stolzes Erbe darum zu mißschätzen, weil unsere Gesittung, unsere Lebensformen nur einem Sechstel der Menschheit Vermächtnis

der Ahnen sind. Man würdigt die Bedeutung biologischer und wirtschaftlicher Tatsachen, ohne deshalb den Vorrang des Geistes und seiner Schöpfungen zu vergessen.

Diese ebengenannte Aufgabe auf das Schönste zu erfüllen bildet einen der wichtigsten unter den vielen Vorzügen, die am Handbuch der Weltgeschichte des Otto-Walter-Verlags zu rühmen sind. Es zeichnet sich ferner dadurch aus, dass es die Schwierigkeiten des Koordinierens zahlreicher Einzelbeiträge – 164 Gelehrte, darunter Dutzende von Koryphäen ihres Faches, haben mitgearbeitet – völlig gemeistert hat, ohne dass dadurch die Eigenständigkeit der Ansichten und ihres Ausdrucks gehemmt worden wäre. Die Gesamtkonzeption der grandiosen Überschau, der klar durchgeführte Plan und seine Verwirklichung sind dem Herausgeber hoch anzurechnen. Er steht auf dem Boden der Kulturkreislehre und er gliedert die Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses der Menschen zu den Mächten, die als übergeordnet, als ordnend und als Leitbild angesehen werden. Dabei verlässt er bewusst und entschieden die so lange herkömmliche Einteilung in Altertum, Mittelalter, Neuzeit (und Neueste Zeit), die – wenn überhaupt – nur für das christliche Europa samt der nordafrikanischen Mittelmeerküste und dem Nahen Osten anwendbar gewesen ist.

Im ersten Band wird, nach arteigenen Grossgebieten gesondert, die Vielfalt der ausserabendländischen und vorabendländischen Kulturkreise geschildert. Vom Ausgangspunkt, der Urgeschichte, schreiten wir über die Archaischen Hochkulturen und die Gemeinschaften der Steppenvölker zu Alteuropa und zur Antike, zum Messianischen Zeitalter, das Orient und Okzident einander nähert, zum Ostchristentum und zum Islam, die beide gewissermassen Tochtergesittungen der Antike und des Messianischen Zeitalters sind. Dazwischen ist ein umfänglicher Abschnitt über die Buddhistische Ökumene eingeschaltet. Die amerikanischen Ur-Zivilisationen fügen sich in den Rahmen der Archaischen Hochkulturen, unter denen auch die afrikanischen Negerreiche Platz finden.

Im zweiten Band gelangt das Abendland zur Darstellung und zwar als Ergebnis der auf europäisch-mittelmeerrischem Boden bis zum Ende des Römischen Reichs geschaffenen Voraussetzungen, in ständiger Evolution und in der Berührung mit den, zunächst ihre eigenen Wege gehenden, anderen Kulturkreisen, bis sich zuletzt, erstmals, der Zusammenschluss zur einen Welt vollzieht. Derlei bald in ruhigem Verlauf, bald unter Erschütterungen sich abspielendes Einerschreiten, das wohl einen Fortschritt in des Wortes tragischer und physikalischer Bedeutung mit sich bringt, nicht aber ein an sich sittlich und als Wertsteigerung zu beurteilendes Phänomen, ... es geschieht im Aufblick zu Gott, um dessen Reich auf Erden zu errichten (vom Fünften zum Dreizehnten Jahrhundert), im Glauben an die Herrlichkeit des Menschen, der das Mass aller Dinge wird (vom Vierzehnten zum Achtzehnten Jahrhundert), im Stolz auf die Erfindungen und auf die Maschinen, die man sich dienstbar gemacht zu haben wähnt und die allmählich aus Werkzeugen zu Gebieteren geworden sind (Neunzehntes Jahrhundert), schliesslich in Furcht und Ehrfurcht vor der Masse, die den Platz Gottes, des grossen, des klugen und des reichen Menschen, der Wohlstand erzeugenden Maschine einnimmt (Zwanzigstes Jahrhundert). Diese Beschreibung des Marsches der «Caravane humaine» durch die Wüste der stets umher drohenden Not, des «Pilgrim's Progress» zu einem in der Endzeit winkenden Wallfahrtsziel, mündet im «Totalbild der Menschheit», in dem die entscheidenden Aspekte dieser Wanderung unseres sterblichen Geschlechts dargeboten werden: der Weg des Geistes, die Epochen der Kultur, das sich wandelnde Gesellschaftsgefüge.

Der gewaltige Stoff ist von den ihn Gestaltenden zumeist sehr gut, in einigen Fällen meisterhaft bewältigt und fast immer in adäquater Sprache, manchmal sogar als hohes Wortkunst-

werk vorgetragen worden. Das Bildmaterial, vortrefflich ausgewählt und musterhaft reproduziert, vereint sich mit dem Text harmonisch zur untrennbaren Einheit. Druck, Papier, Kartenbeilagen, Einband sind der würdige Rahmen einer grossartigen geistigen Gesamtleistung.

Die Einzelbeiträge

Nun zu den bedeutsamsten Einzelbeiträgen. Im ersten Band stehen voran: die Arbeiten zweier überragender Forscher von universellem Blick und säkularem Ausmass, P. Wilhelm Schmidts «Leben und Wirken ältester Menschheit», René Groussets Vorwort und seine Darstellung der Kultur der Steppenvölker. Sodann Karl Kerényis kongeniale, einführende und wahrhaft einführende Darlegung des Glaubens der Hellenen, Olof Gigons bewundernswertes Freskengemälde der antiken Welt, Franz Taeschners aus dem Vollen schöpfende und dem westlichen Historiker alles Wesentliche in origineller Sicht zeigende Arbeit über den muselmanischen Iran und über die türkischen Staaten.

Von besonderer Anziehungskraft dünken uns Zusammenfassungen abgelegener Geschichtsgebiete, etwa Vinigi Grottanellis Altafrika südlich des Sudans, Annemarie Schweeger-Hefels Schwarzes Mittelafraka, Georges Marçais' Nordafrika in islamischer Zeit, dann Bernhard Wyss' Vorderer Orient im Altertum. Aus mannigfachen Gründen, nicht zuletzt als Beweis für die Vollgültigkeit wissenschaftlicher Bewältigung derartiger Themen durch gläubige Gelehrte, erfreuen uns die Beiträge über Vorgeschichte und Frühgeschichte, ausser demjenigen des Bannerträgers Wilhelm Schmidt noch die von Gebhard Frei, Franz Hancar, Karl Jettmar, Karl Keller-Tarmuzzer, Richard Pittioni, Alfons Rosenberg, Bernhard Stillfried, Raymond Vaufray, Karl Willvorseder, Dominik Josef Wölfel, Pia Laviosa-Zambotti. Die gleichen Erwägungen werden durch die den historischen Bericht einleitenden naturwissenschaftlichen Abhandlungen von Giuseppe Armellini, Piero Leonardi, Alberto Carlo Blanc, Rainer Schubert-Soldern – Astronomisches Weltbild, Erdgeschichte, Auftreten des Menschen, Urzeugung, Deszendenztheorie, Menschwerdung – ausgelöst.

Weltanschauliche Fundierung

Dies bietet uns den Anlass, auf die feste weltanschauliche Fundierung des in einem katholischen Verlag erscheinenden Standardwerks hinzuweisen. Während die gleichzeitig herauskommenden Weltgeschichten der Verlage Francke und Bruckmann eher eine evangelische Grundhaltung postulieren, ist der Geist dieses von uns angezeigten Handbuchs katholisch, ohne dass seine Gesinnung irgendwie störend wirkt. Im Gegenteil, die liebevolle Achtung, die den andern christlichen Bekenntnissen und allen Weltreligionen bezeugt wird, wurzelt in einer sittlich begründeten Duldsamkeit, die sich dennoch vor schwächerer Verleugnung des eigenen Glaubens hütet. Wie schön sind nicht die Würdigungen des Islam, der buddhistischen Ökumene! Und der Band mündet in ein vom Herausgeber geschriebenes Hohelied auf die Einheit der Weltreligionen, auf eine Einheit in der Vielheit. «Mögen die grossen Religionen auch in ihren Erscheinungsformen verschiedene Wege gegangen sein: auf mystischer Ebene führen sie eine verwandte Sprache. Über seinen technischen Errungenschaften hat das Abendland die Lichtvision byzantinischer Hesychasten, die glühende Innerlichkeit islamischer Sufis und die vergeistigte Seligkeit des Nirvana allzu lange übersehen. Heute erst, nach dem Fallen der Machtkulissen, beginnt Europas eigentliche Auseinandersetzung mit den geistigen Kräften der ostchristlichen Welt, der buddhistischen Ökumene und des Islam.» In diesen Schlussworten Randas ist auch das Programm enthalten, das in des Herausgebers «Handbuch der Weltgeschichte» mit eiserner Konsequenz festgehalten wurde, dass nämlich Weltgeschichte vordringlich der Bericht von der Ent-

wicklung des Menschengesistes, von dessen Auseinandersetzung mit den ewigen Problemen des Wahren, des Guten und des Schönen ist; dass staatliche und wirtschaftliche Ordnung ein Rahmen, nicht aber die allgewaltige Basis eines von ihr abhängigen Überbaus sind.

China, Indien und Nippon sind sowohl im ersten als auch im zweiten Band den bewährten Sachkennern Herbert Franke, Constantin Regamey und Graf Gerolf Coudenhove-Kalergi, einem Halbjaner, anvertraut.

Der zweite Band

Der zweite, sehr stattliche, den Text abschliessende Band, zwar wesentlich dem Abendland gewidmet, doch mit den gesamten Erdenrund einbegreifenden Darstellungen, die das Geschehen ausserhalb unseres Erdteils vom Zeitpunkt an beleuchten, da die andern Kontinente mit dem unsern in ständige Berührung treten, hält und übertrifft noch das, was sein Vorgänger verheissen hatte. Etwa ein Dutzend der fast hundert Mitarbeiter haben Kapitel beige-steuert, die in jedem Sinne grosse Geschichtsschreibung sind, um des Themas willen, das sie in klarer Übersicht und mit tiefer Einsicht darbieten, kraft der Gesinnung, in der sie es betrachten und ob der wortkünstlerischen Form, die sie den die Zusammenhänge durchschauenden Gedanken leihen.

Gonzague de Reynold bestätigt an ins Wesen eindringenden Bildnissen der Epochen seine ebenbürtige Nachfolgeschaft *Jacob Burckhardts*. *Wolfgang von den Steinen* hat, in gar manchen Einzelheiten minimal abirrend, dennoch eine schöne, in magischem Licht funkelnde und gleichwohl echte Vision des mittelalterlichen Gottesreichs gemalt. *Hans Eibl* lässt uns, ernsthaft und dabei spannend, weltumspannend, Wanderungen und Wandlungen des suchenden Geistes nachspüren. *Otto Brunner* versteht es, auf wenige Seiten das Ineinander, Miteinander und Widereinander der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kräfte zu bannen, ohne dass auch in dieser scheinbaren Domäne des Materiellen der Geist sein Walten einbüsst. *Anton Tautscher* porträtiert zwei gigantische Monstren: des Maschinenzeitalters Wirtschaft und den Staat, mit ihren gleichermassen Krieg verkündenden Doppelantlitzen Kapitalismus und Sozialismus; er tut es mit der Liebe und der subtilen Kenntnis, die ein Maler besonders schreusslichen Modellen weiht, trotzdem ihrer Hässlichkeit nie vergessend. Ergreifend und mild begreifend ist, in edler Sprachform, *Joseph Bernharts* Auseinandersetzung über das Christentum und die Weltreligionen inmitten der historischen Zeitlichkeit. *Hans Sedlmayr* hat mit der kurzen Rechenschaft über die Weltepochen der Kunst – «Bild und Raum» – neuerlich seinen Vorrang als schöpferisch durchdenkender Bewerter des Werks gestal-tenden und nachgestaltenden Menschenwillens beglaubigt. *Emil Franzel*, nur zu wenig anerkannt, durch immenses Wissen und Sprachbegnadung ausgezeichneter Publizist, übersetzt ins Historische die beiden literarischen, ach so schmerzenden Vorwürfe «Sieg der Maschine» und «Hochflut der Technik», alias «Kultur im Dienste des Kaufmanns» und «Untergang der Welt durch schwarze Magie». *Gebhard Frei* ergänzt Eibls Gesamtschau auf das glücklichste. *Herbert Cysarz* ruft in zwei blendenden und ganz unverblendeten Blitzfahrten durch das Reich der Weltliteratur des Neunzehnten und des Zwanzigsten Jahrhunderts soviel Probleme im Gemüt des Lesers wach, dass schon derlei Anlass zu dankbarem Lob wäre. Doch es gesellen sich noch die so seltene Gabe hinzu, in Gedrängtheit Vieles auszusagen, ohne dass eine Flut von Namen und Tatsachen zum Katalog würde, sodann ein fesselnder und trotzdem das Nach-Denken freistellender Stil.

Unter den einzelne Länder behandelnden Beiträgen rückt voran der unvergleichbar reiche, geistmächtige und so aus souveräner Sachkunde wie aus unbeirrbarem Instinkt für die wirklich gute Sache urteilende Überblick *Franz Schnabels* über

Deutschland im Neunzehnten Jahrhundert. Sehr zu preisen ist die Umsicht und die Sorgfalt, mit der Randa seine Darsteller der sonst in ähnlichen Sammelwerken stiefmütterlich bedachten ost- und südosteuropäischen Entwicklung ausgewählt hat. Das gilt weniger für die politische Geschichte Russlands, als für dessen Kultur, zumal für den in jeder Hinsicht vortrefflichen Beitrag *Günther Stöckels* über historischen und dialektischen Materialismus, für *Heinrich Felix Schmidts* in ihrer Knappheit vorbildliche, unvoreingenommene und mit dem einschlägigen Material gründlichst vertraute Kapitel über Polen, für *Koschmieders* polnische Literatur und für des Herausgebers vom rumänischen Standort ausgehende eigene Darlegungen, endlich für *Hugo Hantschs* Österreich betreffende Abschnitte. Sehr vorteilhaft fallen des weiteren auf: *V. Rodriguez Casados* Panoramen der spanischen, portugiesischen und lateinamerikanischen Geschichte, *Alfred Cobban*s Frankreich des Ancien Régime seit dem Westfälischen Frieden und *Philippe Wolffs* Frankreich zwischen der Begründung des absoluten Königtums und den italienischen Kriegen.

Noch haben wir eine kleine Nachlese gewichtiger Aufsätze vorzunehmen. Grundsätzliches erörtert auf höchster Warte und mit sprachlicher Gewalt *Hugo Rahner*, wenn er die christliche Substanz im werdenden Abendland aufstrahlen lässt. *Bertold Spulers* Berichte von der Orthodoxen Kirche, die umfänglichen und sachlich gediegenen Arbeiten von *Hans Riehl* über Malerei, von *Wilhelm Fischer* über Musik, von *Kiszling* über den Ersten Weltkrieg sind weniger als Geschichtsschreibung, denn als zuverlässige Übersicht zu begrüssen. Als Extremfall dieser Art nennen wir *Roberto Almagias* Chronologie der Entdeckungen, die überhaupt auf einen erzählenden Text verzichtet und dennoch aufrichtigen Dank erheischt.

Schwache Punkte

Unser Pauschallob soll natürlich nicht besagen, dass wir durchwegs die im «Handbuch» verfochtenen Ansichten billigen. Es ist unausbleiblich, dass zum Beispiel die Kapitel über jene weiten Gebiete, auf denen die Hypothese den Mangel an gesicherten Quellen ergänzen muss, in vielem angefochten werden können. Das gilt zum Beispiel für die gesamte Prähistorie und für die älteren Perioden des Altertums so gut wie für die durch verwickelte Gedankenarbeit zu erschliessenden Zusammenhänge, von denen kein Buch, kein Heldenlied berichtet. Und dass die Chronologie des Vorderen Orients gleich der Altchinas und Altjapans unsicher ist, weiss man zur Genüge. Hätten wir Raum zur Einzelkritik, dann erhöhen wir zum Beispiel manche Einwendungen gegen die in den Beiträgen so bedeutender Forscher wie Paul Diels (Slawen) und Julius Pokorny (Indogermanen) vertretenen Ansichten, gegen die Auswahl der in Josef Nadlers an sich hervorragenden, doch in vielem enttäuschenden Darstellung der neueren deutschsprachigen Literatur genannten Autoren, gegen die zu schmale Basis der beachteten Ursachen des Investiturestreits und der Kreuzzüge. Wir müssten dann eingehend begründen, warum uns von den sonst so anregenden, ja glänzenden Gesamtbehandlungen grösserer Stoffgebiete eine besonders missraten dünkt, als Anreihung von Namen, die durch leere, sprachlich unbeholfene Phrasen miteinander verknüpft sind. Wir könnten stehengebliebene Druckfehler, zumal an der – sonst anerkennenswert sorgsam, die diakritischen Zeichen berücksichtigenden – Schreibweise der slawischen Eigennamen dieses oder jenes korrigieren, Einzelirrtümer verbessern.

Doch am Entscheidenden unserer Meinung vermag das alles nichts zu ändern. Kein Menschenwerk ist vollkommen. Wenn aber eine Weltgeschichte in deutscher Sprache diesem Ideal nahekommt, dann ist es die von Randa mit Umsicht und Einsicht geplante, geleitete und zum gedeihlichen Ende geführte.

Univ. Prof. Dr. Otto Forst de Battaglia

Glauben Sie an ein Leben nach dem Tode?

Eine Umfrage, die Abgründe offenbart

Die europäischen Volkszählungen dokumentieren jeweils – zum Erstaunen der «Gläubigen» und zur Enttäuschung der «Freigeister» – eine sozusagen geschlossene christliche Front. Die Prozentzahlen der Konfessionslosen und Freireligiösen erscheinen über alles Erwartete gering. Eine Tatsache, die Festredner immer wieder triumphierend von einer christlichen Schweiz, von einem christlichen Deutschland, von einem christlichen Europa sprechen läßt.

In der letzten *schweizerischen* Volkszählung von 1950 bekannten sich zum Beispiel

56,3% der Bevölkerung als Protestanten
41,6% der Bevölkerung als Katholiken
0,6% der Bevölkerung als Christ-Katholische.

Also 98,5% bekannten sich als *Christen* und nur 1,5% figurierten unter der Rubrik «Andere, oder ohne Konfession».

In der *deutschen Bundesrepublik* deklarierten sich 1950

51,1% als Protestanten
45,2% als Katholiken.

Also auch über 96% erklärten sich als *Christen* und nur 3,2% als Freireligiöse und Freidenker.

Jeder kritische Beobachter weiß jedoch, daß die eigentlichen Gemeinden der Christen wesentlich kleiner sind, als diese Zahlen der Volkszählung angeben. Wieviele würden von der grossen Menge ausscheiden, wenn man einmal gewisse dogmatische Maßstäbe anlegen wollte! Wenn man zum Beispiel nur solche als Christen zählte, die Christus als «Gott und Heiland» anerkennen. Und doch scheint dieses Bekenntnis das Minimum zu sein, um als Christ gelten zu können. Auf jeden Fall hat eine Umfrage des Allensbacher Institutes für Demoskopie, Deutschland, vom April 1950, auch unter Einkalkulierung einer möglichen statistischen Fehlerspanne von 5%, Abgründe geöffnet, die viele (hoffentlich zum Heile!) erschrecken werden. Zugleich brachte die Umfrage einige religiös-soziale äußerst interessante Tatsachen ans Licht.

Das Allensbacher Institut legte einem repräsentativen Querschnitt der erwachsenen Bevölkerung im *Deutschen Bundesgebiet* und in *West-Berlin* die Frage vor:

«Glauben Sie, dass es in irgendeiner Form ein Leben nach dem Tode gibt?»

Die erteilten Antworten, die nach verschiedenen Gesichtspunkten gesichtet wurden, ergeben folgendes Bild:

Männer und Frauen:

Antwort	insgesamt	Männer	Frauen
Ja	42%	33%	49%
Nein	37%	43%	28%
Unmöglich zu sagen	23%	24%	23%

Nicht einmal die Hälfte antwortet mit einem klaren Ja. Die Unterschiede zwischen den Männern und Frauen sind bedeutend. Während bei den Männern nur ein Drittel die Frage mit Ja beantwortet und zu 43% glatt verneint, glaubt die Hälfte der Frauen an ein Leben nach dem Tode, und nur 23% geben ein Nein.

Altersstufen:

Antwort	18-29 Jahre	30-44 Jahre	45-59 Jahre	60 Jahre und älter
Ja	36%	40%	40%	56%
Nein	36%	36%	38%	24%
Unmöglich zu sagen	28%	24%	22%	20%

Das Alter hat auf den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tod nicht wenig Einfluß. Ein bedeutender Sprung ist um die Sechzigerjahre festzustellen. Die Menschen der «reifen Jahre» geben zu 56% eine bejahende Antwort.

Bildungsgrad:

Antwort	Volkschule	Mittlere Reife	Abitur (Matura)
Ja	41%	48%	50%
Nein	35%	31%	29%
Unmöglich zu sagen	24%	21%	21%

Hier sind die erwarteten Grössenordnungen sozusagen vertauscht. Die «Gebildeten» gelten doch allgemein als die grossen Skeptiker. Ihre Religion soll mehr aus Vorbehalten als wirklichem Glauben bestehen. Und doch: Die «Gebildeten» können mit ihrem Bekenntnis zum Leben nach dem Tode allen «Weniger-Gebildeten» ein Beispiel sein!

Berufsgruppen:

Berufskreise	Ja	Nein	Unmöglich zu sagen
Arbeiter, Landarbeiter	35%	40%	25%
Landwirte	52%	20%	28%
Angestellte, Beamte	45%	32%	23%
Selbständige in Handel und Gewerbe, freie Berufe	48%	32%	20%

Die Erhebung des Allensbacher Institutes gibt der allgemeinen Meinung recht, daß bei den Menschen auf dem Lande (bei den eigentlichen selbständigen Bauern) die Bindung an die Kirche und den überkommenen Glauben stärker ist als bei den Menschen in der Stadt. Dies zeigt recht deutlich folgende Zusammenstellung:

Stadt und Land:

	Ja	Nein	Unmöglich zu sagen
Unter 2000 Einwohner	48%	26%	26%
2000-20 000 Einwohner	40%	39%	21%
20 000-100 000 Einw.	44%	32%	24%
100 000 u. mehr Einw.	38%	39%	23%

Auffallenderweise kommen die mittleren Städte besser weg als die Kleinstädte!

Arm und Reich:

Lohn	Ja	Nein	Unmöglich zu sagen
Unter 250 DM	45%	30%	25%
250-399 DM	38%	37%	25%
400-599 DM	42%	35%	23%
600 und mehr DM	51%	31%	18%

Die mittleren Klassen weisen ganz überraschend am meisten Nein auf. Eine bestimmte Abhängigkeit von Arm- und Reichsein gibt es nicht. Die Glaubenseinstellung ist maßgebend, nicht der Lohn.

Protestanten und Katholiken:

Konfession	Ja	Nein	Unmöglich zu sagen
Protestanten	34%	39%	27%
Katholiken	56%	25%	19%

Die Differenz zwischen Protestanten und Katholiken ist zunächst auffallend. Wo die Frage den eigentlichen Kirchenbesuchern beider Konfessionen gestellt wurde, deckten sich die Antworten fast. Die große allgemeine Differenz dürfte daher

mit dem Kirchenbesuch zusammenhängen. Nach den Allensbacher Angaben besuchen bei den Katholiken 58%, bei den Protestanten 12% den Gottesdienst.¹

Die gewonnenen Ergebnisse dürften jene, die sich «Christen» nennen, zu einer allgemeinen Gewissensforschung führen. Die evangelische Wochenzeitung «Christ und Welt» schreibt zu der Veröffentlichung des Allensbacher Institutes:

«Das Evangelium, die Botschaft Gottes, verkündet die Auferstehung des Leibes, so wie Jesus Christus von den Toten auferstanden ist. Und Martin Luther, der große protestantische Reformator, bekennt mit Klarheit und Eindringlichkeit in den Glaubensartikeln:...) auf daß ich sein eigen sei, und in seinem Reiche unter ihm lebe, und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit; gleichwie er ist auferstanden vom Tode, lebet und regieret in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr.» Wenn die Frage des Allensbacher Institutes nach dem Leben jenseits des irdischen Todes einen tieferen Sinn haben kann, dann den, sich selbst zu fragen, ob man ohne ein Ja dazu sich Christ nennen darf.»

¹ Nach dem «Kirchlichen Handbuch» der katholischen Kirche Deutschlands Bd. XXIV 1952-1956 sollen nach Zählungen von 1953:

48,1% aller Katholiken (eingerechnet Kleinkinder, Kranke...) zirka 57,7% aller zum Gottesdienst Verpflichteten den Sonntagsgottesdienst (öfters bis selten) besuchen; zirka 64,7% aller dazu Verpflichteten empfangen die Osterkommunion.

Die ökumenische Kollekte

Durch die Gebetswoche für die Einheit der Christen ist breiteren Kreisen bewusst geworden, dass die Glaubensspaltung nicht einfach eine Tatsache ist, mit der wir uns abzufinden haben. Jedermann sieht das Ärgernis, das gerade in den Missionsgebieten mit dem Konkurrenzkampf von Kirchen, die sich alle zu demselben Herrn Jesus Christus bekennen, gegeben ist. Bei der Missionierung kommt es auch zu jenen unerfreulichen Erscheinungen und Ausschreitungen in der konfessionellen Auseinandersetzung, die sich so ungünstig auf das Verhältnis der Konfessionen in Westeuropa auswirken und den so mühsam erarbeiteten Zustand der Toleranz gefährden.

Ein anderer Aspekt der Glaubensspaltung ist bis jetzt fast nur von Theologen beachtet worden, die über die geistesgeschichtliche Auswirkung der Spaltung nachgedacht haben. Diese Theologen sind darauf aufmerksam geworden, dass die Abspaltung der Ostkirche wie des Protestantismus nicht nur einen zahlenmäßigen Verlust für die Mutterkirche darstellt. Das innerkirchliche Leben selbst leidet unter den Folgen der Trennung. Ohne sie wären die von der Geschichte angeregten Entwicklungen und Entfaltungen im dogmatischen und liturgischen Bereich, die heute oft zu blossen Abwehrhaltungen bei den Kirchen führen, zum Gegenstand befruchtender Spannungen und eines lebendigen Gesprächs innerhalb der Einen Kirche geworden. Was das konkret bedeuten kann, begriffen wir bei einem Gespräch mit dem Dean von Canterbury. Voll Stolz wies er darauf hin, dass die Anglikaner die gleiche Messe haben wie die Römisch-Katholiken, nur eben in der Muttersprache.

Wenn es klar ist, dass die Spaltung der Christen überwunden werden muss, so ist viel weniger klar, auf welchem Weg das geschehen kann. Wir haben die Institution der Gebetswoche für die Einheit. Sie hat bereits eine doppelte Frucht getragen. Ihr ist es zu verdanken, dass das Verlangen nach Einheit in breiteren Kreisen wach geworden ist. Dieses Gebet hat uns auch vor Entmutigung bewahrt. Denn rein menschlich gesehen, ist die Situation hoffnungslos. Die katholische Kirche kann ihre Struktur nicht als ein zufälliges Produkt geschichtlicher Entwicklung verstehen; die protestantischen Kirchen können das Papsttum nicht als göttliche Stiftung anerkennen. Wenn wir vor dieser Ausweglosigkeit nicht kapitulieren, so nur deswegen, weil wir im Gebete darum wissen, dass Christus die Einheit der Kirchen will, und dass er die Macht hat, sie uns zu schenken. Aber auch von diesem Gebet um die Einheit gilt, was für jedes Gebet gilt: es dispensiert uns nicht von der Arbeit und vom persönlichen Einsatz.

Aus diesem Grunde schien uns der Vorschlag Cullmanns von der ökumenischen Kollekte so bedeutsam, dass wir in der letzten Nummer der «Orientierung» davon berichteten. Allerdings schien uns, dass die Be-

gründung Cullmanns für die Kollekte Anlass zu Missverständnissen sein könnte. Nun hat Cullmann in einer neuen Präzisierung seines Vorschlages diese Bedenken zerstreut. Die damit gewonnene Klarheit über seinen Vorschlag ist eine erste Voraussetzung für seine Verwirklichung. Die Ausführung selbst hängt natürlich von jenen Kreisen ab, die die institutionelle Vollmacht dazu haben. Wir unsererseits können unsere Leser nur davon informieren, was Cullmann in einem Brief vom 5. Februar an uns geschrieben hat:

Der Ausgangspunkt meines Vorschlages ist die offene gegenseitige Anerkennung der doppelten Tatsache: 1. dass die römisch-katholische Kirche, wenn sie weiterhin die römisch-katholische Kirche bleiben will, die evangelischen Kirchen nicht als gleichberechtigte Kirchen anerkennen kann; 2. dass die evangelischen Kirchen, wenn sie weiterhin evangelische Kirchen bleiben wollen, die römisch-katholische Kirche nur als eine der gleichberechtigten christlichen Kirchen anerkennen können. Von hier aus gesehen haben Sie recht, wenn Sie sagen, dass die von mir vorgeschlagene «ökumenische Kollekte» nicht implizieren darf, dass die katholische Kirche die protestantischen Kirchen als gleichberechtigt anerkenne. Sie haben auch recht, wenn Sie sagen, dass dies dann der Fall ist, wenn die vorgeschlagene Kollekte an meine Exegese von Galater 2 und Römer 15 restlos gebunden ist. (Es ist in der Tat nach wie vor meine exegetische Überzeugung, dass Paulus als gleichberechtigt, nicht als Jerusalem untergeordnet, sondern als nebengeordnet angesehen wurde, und dass ihm in Römer 15 nur darum zu tun ist, dass diese Nebenordnung weiterhin von Jerusalem anerkannt werde.) Aber nun möchte ich die von mir vorgeschlagene Kollekte nicht unlöslich mit dieser exegetischen Frage verknüpfen, über die es andere Meinungen gibt.

Ihr Einwand ist durchaus berechtigt, insofern ich in meinem Vortrag die einzuflührende Kollekte an meine Exegese von Galater 2, an der ich festhalte, geknüpft habe. Wenn meine Exegese richtig ist, so muss daraus auf jeden Fall für meinen Vorschlag die Folgerung gezogen werden, dass dann heute die Situation insofern anders ist, als die römisch-katholische Kirche die protestantischen Kirchen nicht einfach als nebengeordnet anerkennen kann. Also an diesem Punkte muss die Bindung der ökumenischen Kollekte von heute an Galater 2 gelockert werden.

Andererseits aber möchte ich nun doch diese Bindung nicht ganz fallen lassen. Denn dies steht fest, und darin sind wir alle einig, es gab damals eine «ökumenische Kollekte im Interesse der Einheit». Nur kann das Ziel nicht mehr wie damals die «Einheit der Kirche», sondern sagen wir: «die Zusammengehörigkeit der Christen» sein.

Ich möchte also die Beziehung zu Galater 2 und zur urchristlichen Kollekte doch nicht einfach fallen lassen. Die geplante Kollekte soll doch mehr sein als eine gemeinsame Winterhilfe, eben eine «ökumenische Kollekte», freilich mit einem be-

scheideneren Ziel als im Urchristentum: nicht «Einheit der Kirche», sondern «Zusammengehörigkeit der Christen».

Einverstanden bin ich mit Ihnen auch, wenn Sie vorschlagen, im lokalen Raum zu beginnen (aber doch nicht nur unter dem Motto «Liebestätigkeit», sondern «Zu-

sammengehörigkeit»!). Ich möchte freilich, dass gleichzeitig an möglichst vielen Orten der Christenheit eine solche Kollekte eingeführt würde, damit dann vielleicht doch einmal eine wirklich ökumenische Institution daraus würde. M. B.

Bücher

Archives de Philosophie. Recherche et documentation. Revue trimestrielle publiée avec le concours du Centre National de la recherche scientifique. Janvier – Mars 1957. Tome XX (nouvelle série).

Mit dem vorliegenden ersten Heft des Jahres 1957 geben sich die «Archives» nun definitiv als vierteljährlich erscheinende Zeitschrift. So ist der beginnende 20. Band zugleich der erste einer neuen Reihe. Es kommt in dieser Ankündigung zum Ausdruck, dass eine schwierige Periode, die mit dem Kriege begann, überwunden ist, und fortan diese wichtige Stimme im philosophischen Gespräch der Gegenwart regelmässig zu hören sein wird. Dieses Ereignis ist zu begrüßen, handelt es sich doch bei den «Archives» um das repräsentative Organ der französischen Jesuitenpatres im philosophischen Raum, dem wir in der Zwischenkriegszeit manch wichtigen Beitrag verdankten. Forschung und Information, Neubearbeitung des Überkommenen und Konfrontation mit den heutigen geistigen Strö-

mungen: das ist das Programm, das die Gründer der zwanziger Jahre ihrer Zeitschrift mitgaben. Dieser Charakter kommt im vorliegenden Heft wieder zum Ausdruck.

Zum Beweis mag es hier genügen, auf das Inhaltsverzeichnis hinzuweisen: C. d'Armagnac, «Philosophie de la nature et méthode chez le Père Teilhard de Chardin» – E. Wolff, «La théorie de la mémoire chez Bergson» – G. Ducoin, «Saint Thomas commentateur d'Aristote» – Bulletin de l'actualité philosophique: «Les principaux courants de la philosophie japonaise contemporaine». Neun ausführliche Rezensionen philosophischer Neuerscheinungen ergänzen das Bild, das sich bereits in diesem ersten Heft von der «Nouvelle série» abzeichnet. Es berechtigt um so mehr zu Hoffnungen, als die für das nächste Schuljahr angekündigte Zusammenlegung der beiden philosophischen Hochschulen des Ordens in Frankreich zweifellos Zeit und Kräfte für die «Archives» freimachen wird. Ba.

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Grillmeier A., SJ: Der Logos am Kreuz. Max Hueber-Verlag, München, 1956. 151 S. Leinen DM 12.80.

Hasenfuss Josef: Herman Schell als existenzieller Denker und Theologe. Zum 50. Todestag. Echter-Verlag, Würzburg, 1956. Schweiz. Alleinauslieferung: Christiana-Verlag, Zürich 52. 328 S. Leinen Fr. 27.35.

Heer Friedrich: Koexistenz — Zusammenarbeit — Widerstand. Grundfragen europäischer und christlicher Einigung. Max Niehans-Verlag, Zürich, 1956. 185 S. Leinen.

Historia Mundi, Band IV: Römisches Weltreich und Christentum. A. Francke-Verlag, Bern, 1956. 611 S. Fr. 30.85. Subskriptionspreis Fr. 26.95.

Hoefeld Friedrich: Der christliche Existentialismus Gabriel Marcel. Zwingli-Verlag, Zürich, 1956. 174 S. Fr. 14.50.

Hophan Otto: Die Engel. Verlag Räber & Cie., Luzern, 1956. 367 S. Leinen Fr. 22.80.

Horatzuk Michael: Hier lacht der Aszet. Verlag Herold, Wien, 1956. 148 S. Leinen Sch. 46.—, brosch. Sch. 32.—.

Hünemann Wilhelm: Wir haben seine Herrlichkeit gesehen. Ein Leben Jesu. Tyrolia-Verlag, Innsbruck, 1956. 473 S., 2 Karten. Leinen Fr. 18.—.

Jansen Fons: Liebe. Auf der Suche nach einer christlichen Geisteshaltung vor und in der Ehe. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 1956. 204 S. Leinen Fr. 7.60.

Jenni Dr. Ernst: Die politischen Voraussetzungen der Propheten. Zwingli-Verlag, Zürich, 1956. 118 S. Kart. Fr. 14.50.

Johann Georg Hamanns Hauptschriften erklärt. Band 1: Die Hamann-Forschung. Carl Bertelsmann-Verlag, Gütersloh, 1956. 184 S. Leinen DM 23.—.

Karrer Otto: Das Reich Gottes heute. Verlag Ars sacra Josef Müller, München, 1956. 384 S. Brosch. Fr. 11.—.

Karrer Otto: Zum ewigen Du. Sammlung Sigma. Verlag Ars sacra Josef Müller, München, 1956. 24 S., jap. geb., zweifarbig. Text auf weissem Büttchen. Fr. 2.90.

Kunstkalender für das Jahr 1957. Moderne religiöse Kunst. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg, 1956. Preis DM 5.80.

König Franz: Religionswissenschaftliches Wörterbuch. Die Grundbegriffe. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1956. 955 Seiten, mit 4 Religionskarten. Leinen.

«Kreuzring-Kalender 1957.» Johann Josef Zimmer-Verlag, Trier, 1956.

Lais Hermann: Probleme einer zeitgemässen Apologetik. Seelsorger-Verlag im Verlag Herder, Wien. 232 Seiten. Leinen Fr. 11.20.

Ledit Joseph: Die Front der Laien. Revolution in Mexiko. Verlag Herold, Wien, 1956. 296 S. Halbl. Sch. 64.—.

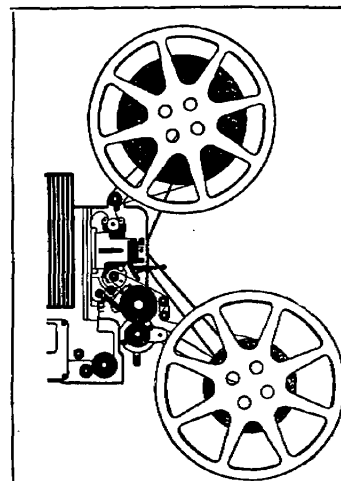
Lelotte F.: Heimkehr zur Kirche. Konvertiten des 20. Jahrhunderts. Band I. Rex-Verlag, Luzern, 1956. 258 S. Kart. Fr. 10.50. Ganzleinen Fr. 12.80.

Lenz Pater: Christus in Dachau. Priestererlebnisse im KZ. Buchversand «Libri Catholici», Wien XX, 1956. 423 S. mit 92 Bildern.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S.A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stübli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern
Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss
und Farbfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:

R. Bader, Alpenstr. 49
Dübendorf
Tel. (051) 96 69 95

Ducati Kinoprojektor

für 16 mm
Ton- und Stummfilm